

## Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung von Robert Hiecke und Heinrich Viehoff herausgegeben von Ludwig Herrig. Druck und Verlag von George Westermann, Braunschweig 1849.  
Sechster Band (1849), Seite 333–340.

- Rubrik: Beurtheilungen und kurze Anzeigen ▪

### Briefwechsel zwischen Goethe und F.H. Jacobi

Herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig.  
Weidmann'sche B.

[Rezension von Professor Dr. Ludwig Hölscher]



[S. 333] Unter den zahlreichen Briefwechseln zwischen Goethe und seinen Freunden, deren Kenntniß wir den letzten Jahren verdanken, ist der vorliegende zwar nicht einer der umfangreichsten, aber ohnstreitig einer der interessantesten und wichtigsten. Nicht bloß bietet er ganz neue Seiten für die Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Goethe und Jacobi, welches bisher meist falsch dargestellt ist, sondern eröffnet uns auch eine tiefe Einsicht sowohl in die Natur Jacobi's, die so klar und einfach ist, daß sie sich auch der gewöhnlichen Betrachtung nicht verleugnet, als besonders Göthes, des reichen unergründlichen Geistes, und giebt dabei viele Aufschlüsse über seine Studien

und Schriften, die wir mit Dank annehmen. Indem nun das Verhältniß zwischen den beiden Männern sich als ein durchaus herzliches darstellt, fühlen wir uns von demselben von Brief zu Brief immer mehr angezogen und weilen mit Behagen in dem trauten Freundeskreise, der sich vor unsern Augen erweitert und die anziehendsten Gestalten aus Göthe's Leben und vorführt. Darum kann man wohl jeden gemüthvollen Menschen einladen, in diesen Garten der köstlichsten Freundschaftsblumen einzutreten und an ihrem Dufte sich zu laben, und fühlt sich dem verehrungswerthen Herausgeber, dem Sohne Friedrich Jacobi's, für die Sorgfalt der Anordnung zu Danke verpflichtet.

Es liegt aber nicht in dem Zwecke dieser Zeitschrift, auf den Werth dieser Briefsammlung im Allgemeinen aufmerksam zu machen, sondern vielmehr an dem Einzelnen nachzuweisen, was wir für die Kenntniß Göthe's und seiner Dichtungen aus ihr gewinnen.

Dem Briefwechsel mit Jacobi ist als Einleitung ein kurzer von Goethe mit der Gattin Jacobi's, Helene Elisabeth, geborene von Clermont, vorausgeschickt, die der Dichter früher kennen gelernt hatte als ihren Gatten und in seinem Leben auch mehrfach erwähnt. Es sind neun von Goethe und zwei von Frau Jacobi, aus den J. 1778 und 1774; dazu kommen zwei Briefe Göthe's an Johanna Fahlmer, eine Tante Jacobi's, die zweite Gattin von Johann Georg Schlosser, aus den Jahren 1778 und 1777. In diesen Briefen herrscht durchweg der Stil der Sturmperiode, es geht bunt darin her, recht frisch, genial lustig, man macht nicht viel Umstände, Goethe läßt sich auch wohl etwas weit gehen, wird genial derb (besonders in dem ersten Briefe an Johanna Fahlmer), aber es ist dabei doch ein so gemüthliches Leben, daß man die kleinen Lascivitäten leicht mit in den Kauf nimmt. Nur wegen der tief sinnigen Liebe Göthe's zu seiner verstorbenen Schwester muß namentlich der 13. Brief an Joh. Fahlmer hervorgehoben werden.

Aehnlich ist nun der Charakter der ersten der Briefe zwischen Goethe und Jacobi, die sich nämlich auf das J. 1774 beziehen, und deren wir im Ganzen 123 erhalten, alle bis auf einen noch nicht herausgegeben. Sie sind sehr herzlich, der Stil abspringend, zerrissen, mehrmals an die Darstellung Bettina's erinnernd; bei Jacobi erkennt man in seinen Antworten gleich denselben Jacobi, wie er sich später zeigte, nur lebendiger, man findet in den Briefen eine tiefe Frömmigkeit, nur hier noch eine schwärmerische Liebe zur Natur, eine Naturtrunkenheit, die vor Seligkeit des Genusses nicht zu sich kommen kann (vgl. S. 32 fg.), der Stil ist auch hier zerhackt. Diese ersten Briefe Jacobi's sind in Düsseldorf, Cöln, Aachen, Pempelfort u.s.w. geschrieben. In allen drückt sich eine enthusiastische Bewunderung Göthe's aus, die an die geliebte Person wie ein höheres Wesen sich anklammert, selbst

Abgötterei mit ihr treibt (vgl. S. 35. 40. 43.). Dieser excentrische Ton wird sich freilich mit der Zeit gemildert haben; hier fehlen leider die Briefe von 1775–79. Da fragt J. 1779 bei G. an, ob das Gerücht, welches von einer schimpflichen Execution erzähle, die G. an seinem Woldemar vollzogen habe, wahr sei, und vertheidigt dabei sein Buch. Das Gerücht hatte nicht ganz gelogen: G. antwortete aber nicht selbst, sondern diese Pflicht übernahm Johanna Fahlmer, damals schon verheirathete Frau Schlosser: G. habe nur aus Muthwillen den Schluß des Woldemar parodirt, weil, so viele herrliche Sachen auch der Woldemar enthalte, er doch das, was man den Geruch des Buches nennen möchte, nicht leiden könne. Dies scheint fortwährend das Urtheil G.'s über den Woldemar geblieben zu sein, da er auch in späterer Zeit, wo desselben wieder gedacht wird, nur die seine Schreibart lobt (s. S. 182). Doch gab diese Offenheit Veranlassung zur Trennung. Jacobi war so empfindlich, daß er den Briefwechsel ganz aufhob. So dauerte die Spannung bis 1782. Da knüpfte Göthe mit einem herrlichen Briefe an den Bund wieder an; er schreibt u.A.: »Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Scherz Freunde verscherzt, un im leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist.« Jacobi antwortet und die Freundschaft ist wieder hergestellt. Noch einmal zwischen dem 18. und 19. Briefe ist eine Lücke, aber aus Allem erhellt, daß das Verhältniß wieder ein herzliches geworden war. Und so ist es denn auch bis zu Ende geblieben, trotz der Differenzen und Divergenzen in den Ansichten. Ich hebe nur hervor Brief 119. S. 254. aus dem J. 1812, wo G. schreibt: »Erlaube mir im dritten Theile meines biographischen Versuchs Deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns beiden war schon frühe genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie, selbst bei zunehmendem Aus[S. 335]einanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehen, nicht unerfüllt geblieben ist.« Ferner Jacobi's Brief S. 258: »Ich glaube nicht, wie Du, daß wir zunehmend auseinanderstreben. Daß aber meine Liebe zu Dir nicht untergehen kann, muß Du wissen.« Damit vergleiche man Göthe's treffendes Wort S. 260: »Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannichfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein, und wür-

de durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.« Man sieht überall, wie zu S. 264 der Herausgeber mit Recht bemerkt, daß beide, die sich früh gefunden, mochten sie in ihren Ansichten auch nie sich ganz einigen können, nie wieder von einander lassen konnten; man erkennt dies an Jacobi's letztem Briefe aus dem J. 1815 und Göthe's letztem Brief von 1817. Es sei hier noch erwähnt, daß von 1786 bis 1788, aus der Zeit der italienischen Reise Göthe's, von G. nur ein Brief aus Rom mitgetheilt ist, die von J. fehlen; ebenso fehlen Briefe von J. von 1801 bis 1803, da er krank war, von 1804 und 1806. Seit Dcbr. 1794 sind Jacobi's Briefe datirt von Emkendorf in Holstein, wo er sich bei dem Grafen Reventlow und dessen Gattin Julie aufhielt; 1796 finden wir ihn in Wandsbeck, 1799 in Eutin, 1801 in Paris, aus welchem Orte, wie gesagt, er nicht mit G. correspondirte, 1803 in Eutin, nachher in München. Angehängt ist dem 95. Briefe (1794) ein Einladungsschreiben von Julie Reventlow an Göthe.

Der Antheil G. an dem Jacobi-Mendelsohn'schen Streite über Lessing's Spinozismus ist zuletzt gründlich von Schöll auseinandergesetzt in den von ihm herausgegebenen Briefen Göthe's bei Gelegenheit des von ihm mitgetheilten Briefes Göthe's an Jacobi über dessen Schrift: Wider Mendelsohn's Beschuldigungen u.s.w. Dieser Brief vom 5. Mai 1786 findet sich auch in diesem Briefwechsel abgedruckt, genau mit dem Schöll'schen Abdrucke stimmend, mit nur unbedeutenden Abweichungen in der Orthographie, wodurch sich Schöll's Bedenken, ob sein Original Entwurf oder Copie oder zurückgenommene Reinschrift sei (s. S. 210), hebt. Wir erfahren aber aus unserm Briefwechsel vorher von Göthe's Studien des Spinoza (S. 83. vom Januar 85) und von dem Interesse, welches ihm derselbe einflößt, den er statt ihn ein Atheum zu schelten, theissimum und christianissimum nennen und preisen möchte; dennoch gesteht er, daß seine Vorstellungs- und Lebensart ihm nicht erlaube, die Schriften Spinoza's in einer Folge zu lesen, so daß ihm das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele stehe (S. 86). Jacobi's Schrift über Spinoza hatte nicht ganz seinen Beifall (S. 86. 94.), es war ihm unmöglich Spinozismus und Atheismus für eins zu halten, auch mißfiel ihm Jacobi's Anwendung des Begriffs Glauben. Bald darauf erschienen Mendelsohn's »Morgenstunden« (vgl. Schöll S. 203), über welche sich Jacobi in einem Briefe an G. vom 13. Dcbr. 1785 (S. 96 fgg. vgl. S. 101) ausläßt, und dann die letzte Schrift an die Freunde Lessing's, gegen welche dann Jacobi im April 1786 auftrat. Wie nun Göthe in seinem Briefe vom 5. Mai dem Glauben Jacobi's [S. 336]das Schauen entgegengesetzte, wie er deshalb seinen Sinn immer auf das Wirkliche richtete, indem er Gesetz mit Folge fand, so finden wir ihn in den darauf folgenden Briefen auch ganz mit seinen

Naturbetrachtungen beschäftigt (S.106). So giebt er denn auch noch später seinen Gegensatz zu Jacobi zu erkennen in einem Briefe von 1813 (S. 261): »Ich für mich kann, bei den mannichfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.« Aber aus seiner Liebe für Naturbetrachtung dürfen wir keine Aversion gegen die Philosophie folgern. Er sagt (s. auch S. 122) ausdrücklich (1801) S. 226, wo er von Himly's Abneigung gegen die Philosophie spricht: »Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn was tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le savoir ist und bleibt, gegen die Philosophie, besonders wie sie in unsern Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine stille vorsichtige Neigung auflösen muß. Geschieht das nicht, so ist, ehe man sichs versieht, der Weg zur Philisterei betreten, auf dem ein guter Kopf sich nur desto schlimmer befindet, als er, auf eine ungeschickte Weise, die bessere Gesellschaft vermeidet, die ihm allein bei seinem Streben behülflich sein konnte.« Und von sich kurz vorher: »Wie ich mich zur Philosophie verhalte, kannst Du leicht auch denken. Wenn sie sich vorzüglich auf's Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl sagen, sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gange störte; wenn sie aber selber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender **sugkrisij** und **diakrisij** wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen und Du kannst meinen Antheil an Deinen Arbeiten darnach berechnen.« Daher interessirte er sich auch für Fichte (S. 184: »Fichte scheint mehr als alle seine Vorgänger in der Predigt des in die Welt gekommenen neuen Lichtes auch noch für das am ersten Tage geschaffene Licht ein Auge – ich meine wenigstens Ein Auge – offen behalten zu haben.« S. 201: »Fichte, obgleich auch ein wunderlicher Kauz, ist ein ganz anderer Mensch [als Reinhold] für Gespräch und Mittheilung. Er hat bei einem sehr rigiden Sinne doch viel Behendigkeit des Geistes und mag sich gern in alles einlassen«), obgleich er ihm nicht ganz zu folgen vermochte (S. 189), und was ihm Jacobi über Schelling schreibt, paßt auch in seinen Sinn.

Mag daher immerhin die Meinungsverschiedenheit zwischen Jacobi und Göthe zugegeben werden,

mag Göthe sich oft von den Ansichten Jacobi's verletzt gefühlt haben (vgl. Schöll S. 219), dennoch bildeten ihre wissenschaftlichen Studien nicht gerade einen diametralen Gegensatz und hatten die Differenzen keinen Einfluß auf die Herzlichkeit des Verhältnisses. So stellt es sich wenigstens in diesem Briefwechsel heraus, anders freilich ein Theil, als es Göthe selbst in seinem Leben uns vorführt. Wir wissen, daß Göthe gegen die großen Zeitbegebenheiten, wenn er [S. 337] auch am 3. März 1790 schreibt: »Daß die französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst Du denken,« sich abschloß und in seine Studien sich vergrub, aber in dieser Abneigung stimmte mit ihm auch Jacobi, der sich über den Mainzer Freiheitsjubiläum und Forster 1793 satirisch genug S. 148 ausläßt, eine Uebereinstimmung, die sich in einem späteren Briefe S. 152 wieder zu erkennen giebt, weshalb denn Göthe im Aug. 1793 aus Frankfurt schreiben kann: »Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nicht herein kann.« Es mag also nicht eine Verschiedenheit politischer Ansichten gewesen sein, wie er uns glauben machen will (s. auch Schöll S. 220.), was ihm den Aufenthalt in Pempelfort etwas verleidet habe. Als Jacobi sich darauf in Holstein aufhielt, kamen Einladungen an Göthe; er erwähnt des Briefwechsels aus dieser Zeit, seine Nachrichten werde durch unsere Sammlung jetzt vervollständigt. Seinen eigenen Briefen nach aber war es keineswegs »Furcht vor Beschränkung seiner Freiheit durch conventionelle Formen,« wie er in seiner Biographie behauptet, was ihn die Einladung nicht annehmen ließ, sondern allein die Bequemlichkeitslust und Besorgniß vor Zerstreuung, wie er schreibt S. 197: »Ob ich kommen kann und werde, ist sehr zweifelhaft, denn es giebt dies Jahr allerlei zu thun und ich verlasse mein Haus sehr ungerne. Eine Reise zerstreut uns von dem, was wir haben und giebt uns selten das, was wir brauchen, erregt vielmehr neue Bedürfnisse, bringt uns in neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen sind.« Die Verschiedenheit der Gemüthsforderungen trat freilich auch in dieser Zeit wieder hervor bei Gelegenheit der Briefe Jacobi's über Wilhelm Meister, der mit seinem Freundeskreise allerlei an dem Romane auszusetzen hatte (S. 214), Göthe ließ sich aber dadurch nicht irre machen (S. 216 vgl. auch Schöll S. 222 fgg.), und sonst wurde das Verhältniß nicht gestört, so daß G. mit offenbarer Beziehung auf das selbe 1800 schreibt (S. 220): » Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfah-



nung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe.«

Dies nun ist die wesentliche Bereicherung, welche uns dieser neue Briefwechsel giebt, daß wir trotz der auch hier unverkennbaren Verschiedenheit philosophischer Ansichten (vgl. auch Danzel, Göthe's Spinozismus S. 31 fgg.) dennoch die Innigkeit der Freundschaft fortauern sehen. Dabei finden wir nun noch zahlreiche Aufschlüsse über Studien, Stimmungen u.s.w. des Dichters, die Bekannteres bestätigen und in helleres Licht setzen. Es sei hier gedacht der Bemerkungen über den Eindruck des ersten weimarischen Lebens (S. 58. 60. 62. 68), der osteologischen (S. 83. s. Danzel a.a.O. S. 105), physiologischen, botanischen Studien (S. 103. 125), über Metamorphose der Pflanzen (S. 124) und besonders über die [S. 338]Farbentheorie (S. 130. 166. 167. 179. 198. 222), deren Zusammenhang mit der italienischen Reise neuerdings von Danzel (a.a.O.) auseinandergesetzt ist, seiner Vorliebe für Autographen (S. 252. 241. 264.).

Ich lasse hierauf die Stellen folgen, die sich auf die Dichtungen Göthe's beziehen.

Elise Jacobi gedenkt 1773 mit Lob des Jahrmartfestes von Plundersweilern S. 11. – »Götter, Helden und Wieland« erwähnt G. in dem Briefe an Johanna Fahlmer S. 14. – Den Clavigo nennt G. im ersten Briefe an Jacobi S. 28. und von seiner Lust an diesem Werke spricht er S. 30, wo er sich gegen den möglichen Vorwurf einer Uebersetzung des Beaumarchais vertheidigt. – Welchen gewaltigen Eindruck »Werthers Leiden« bei ihrem ersten Erscheinen machten, kann man nicht lebendiger malen als es von Jacobi S. 39 fgg. (1774) geschieht, und man kann hiemit vergleichen, was über Lenzen's Briefe, welche die Moralität Werther's vertheidigen wollten, gesagt ist S. 48. – Eine gleich enthusiastische Aufnahme fand bei Jacobi Prometheus und Stella (S. 44. 46.). – Die Iphigenia, d.h. in ihrer ursprünglichen Gestalt, schickt der Dichter 17. Novbr. 1782 an Jacobi; »es war mir, setzt er hinzu, das Stück, mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesen. Möge das fremde Gewand und die ungewohnte Sprache Dir nicht zuwider sein und die Gestalt Dir anmuthig werden.« – »Alexis« wird am 12. Jan. 1785 an J. geschickt. – Daß er am Tasso arbeite, schreibt er am 21. Juli 1788. Am 12. April 1791 schreibt Jacobi: »Deinen Tasso habe ich gelesen, vorgelesen, wieder gelesen u.s.w. Die Prinzessin verstehe ich, als wenn ich sie gemacht

hätte; auch beinahe so den Tasso. Etwas zu sehr hat er mich an Rousseau erinnert, der mir widerlich ist. Den Antonio sehe ich für eine Art von Kategorie an, für die wirklich praktische Kraft im Durchschnitt und so ist er meisterhaft schematisirt, als Individuum kann ich ihn mir nicht denken. So etwas hat für mich auch die Gräfin Sanvitale an sich. Das hat mich gestört. Uebrigens bist Du mir als Mann von Gefühl und als speculativer Kopf in keinem Deiner Werke größer erschienen als in diesem Tasso.« – Ebenso wird am 21. Juli 1788 der Faust erwähnt, und in der letztgenannten Antwort theilt Jacobi auch den Eindruck mit, den dies Gedicht auf ihn gemacht. – Der Römische Carneval findet sich nur einmal erwähnt in einem Briefe Göthe's vom 2. Febr. 1789. Dagegen ist von Wilhelm Meister öfters die Rede, zuerst in dem Briefe vom 21. Juli 1788. Dann kommt später das strenge Gericht Jacobi's, in einem Emkendorfer Briefe 18. Febr. 1795, der einen gewissen unsaubern Geist in dem Romane entdeckt, als auch einzelne Stellen, in denen ihm ein Mißverhältniß zwischen den darin ausgedrückten Empfindungen und ihren Ursachen und Gegenständen zu herrschen scheint, bespricht. Der 4. Theil brachte aber eine besänftigende Wirkung hervor (S. 214. Brf. Vom 9. Novbr. 96), und es scheint nachher kaum des Rathes von G. (S. 216) bedurft zu haben, daß der Freund nur mit vorurtheilsfreiem Blicke lesen möge.

Ein Brief vom 1. Juni 1791 giebt Nachricht von einer beabsichtigten Arbeit über Cagliostro; mit dem folgenden am 2. April 92 schickt G. den vollendeten Cophtha an J. – Am 2. Mai 1793 hat er den Reinike schon in 12 Gesänge abgetheilt; er unternahm ihn, »um das vergangene Vierteljahr sich von der Be[S. 339]trachtung der Welthändel abzuziehen.« Am 18. Novbr. 93 ist er noch daran beschäftigt, »dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß, und er ließe ihn noch gern länger liegen, wenn er nicht wegen der Kürze des Lebens ihn los sein müßte.« – Aus dem J. 1793 stammt auch der Bürgergeneral (s. 76. und 78. Brf., welcher über die Quellen einiges enthält). – Von dem Satyros ist erst spät (11. Jan. 1808) die Rede; G. erhielt erst von Jacobi eine Abschrift des verloren geglaubten Stückes (s. dies Archiv II., 2. S. 72). – Von Hermann und Dorothea (s. auch S. 212) erfahren wir (S. 216), daß G. das Gedicht zuerst dem Herausgeber, Medicinalrath Jacobi, mittheilte, darauf Böttiger. – Wegen des Gedichtes »Groß ist die Diana der Epheser« ist auf den Brief Jacobi's S. 264 und die da angeführten Worte Göthe's aufmerksam zu machen. – Der erste (undatirte) Brief an Jacobi's Gattin enthält als Beigabe »des Wanderers Sturmlied« ohne Ueberschrift mit einigen Varianten von der Gesamtausgabe; die letzte Strophe, ebenfalls mit einigen Varianten, enthält der 4. Brief an J. vom 31. Aug. 1774, wonach es scheint, daß dieselbe erst später als das

Uebrige gedichtet sei (s. die Erklärungen des Gedichts von Viehoff im Archiv 1844. 4. Heft S. 91–102. und in Göthe's Gedichten I., S. 135 fgg.). Ueber das Gedicht »Morgenklagen« (S.117) s. jetzt Viehoff, Göthes Gedichte u.s.w. II., 88. und über Sakantala (S. 131) II., 150.

Was endlich die Personen betrifft, die in dem Briefwechsel Erwähnung finden, so werden wir zunächst in dem verwandtschaftlichen Kreise der Jacobi'schen Familie, in Frankfurt, Münster, im Kreise der Gallitzin, dann in der Weimarischen Gesellschaft heimisch gemacht. Wir lernen die Brentano, la Roche, Schlosser kennen, Jung Stillung's »kristgläubige Seele« (S. 13), den leidenschaftlichen Heinse, genannt Rost, den Uebersetzer von Tasso's Armide (S. 28. 39 fgg. 42), hören von einer Reise mit Basedow (S. 27). – Jacobi's Verhältniß zur Fürstin Gallitzin, seine Verehrung dieses »außerordentlichen Wesens« (S. 61) ist bekannt genug, doch übersah er auch später nicht ihre Vorurtheile (S. 185). Auf Göthe machten die Fürstin und Hemsterhuys bei ihrem Besuche in Weimar 1785 einen guten Eindruck; auch ihm gefiel es 1792 (S. 143. 144) in Münster wohl. – Ueber Lessing redet G. mit Verehrung, noch 1785 erwähnt er mit Bedauern seinen frühen Tod. – Des wiederhergestellten näheren Verhältnisses zu Herder freut sich G. in dem Briefe vom 12. Novbr. 1783, auch Jacobi's Freundschaft spricht sich mehrfach aus, obgleich er seiner Philosophie nicht beistimmen kann (S. 73). Wieland wird nur einmal erwähnt, bei der Erzählung von dem Besuche der Gallitzin, wo er sich »gräulich prostituirte« (S. 89). Aus einem frühern Briefe vom 3. März 1784 ist die Erwähnung der Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks anzuführen. – Von dem nähern Umgang mit Schiller und Humboldt schreibt G. später 1794 (S. 190). Auch Fritz von Stein, über den wir kürzlich bedeutendere Nachrichten erhalten haben, findet sich in unserm Briefwechsel mehrmals mit Liebe genannt (S. 78. 88). Von Lavater's Apostelreisen schreibt G. aus dem Lager bei Marienborn 7. Juli 1793 mit entschiedener Geringschätzung, »er hatte auch in Weimar spionirt, aber das entschiedene Heidenthum so wie das allgemeine Mißtrauen ihn bald verscheucht.« – Merkwürdig bleibt das Urtheil über die Söhne von J.H. Voß (S. 227. 23. Novbr. 1801): »Von den Voßens scheint mir der eine etwas überspannt [S. 340] und der andere etwas dunkel. Wäre es nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten; so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen,« was schwer zu vereinigen ist mit den Aeußerungen, die in Heinrich Voß' Briefwechsel enthalten sind. – Seine gesunde Natur spricht sich wieder aus in dem Urtheile über Zacharias Werner in dem Briefe vom 11. Jan. 1808: »Besonders hat Werner, der Sohn des Thals, uns durch sein Wesen wie durch seine Werke unter-

halten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden ausgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne das es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höhern Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.« Und noch bestimmter spricht sich Jacobi aus am 19. Februar. »Werner, der Sohn des Thals, scheint mir auch zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen wißentlich und unwißentlich zugleich der Ernst zum Spaße, und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie, die Physiognomie zur Grimasse auf eine Art und Weise wird, wie es mir nicht behagt. Solches Spiel treiben und mit sich treiben lassen zerrüttet ohnfehlbar auch die vornehmsten Naturen. – Der Dichter ist Seher, und darf nie Lüge ersinnen, ihr dienen, sich ihr hingeben. Die entgegengesetzte Lehre: er müsse nur Lüge ersinnen, bloß Gestaltungen gestalten, ohne wahren oder auch nur täuschenden Inhalt, und der absolute durchgängige Phantast sei das wahre Gotteskind, ist ein neuer Einfall, dessen eine bessere Nachwelt spotten wird. Ich denke zunächst an Werner und seinen Attila. Er wird oder kann Dir gesagt haben, daß ich ihm die zwei ersten Aufzüge sehr gelobt, die drei folgenden aber ebenso hart getadelt habe. Ich versicherte ihm, daß mir im Gegentheile das Hohe und Wahre darin zu lieb sei, um zu ertragen, daß man bloß damit gaukle und es en masquerade aufführe. Das ist überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß sie den Parnaß zu einem Redoutensaale macht und dann spricht, dies ist die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung.« – So wird dann auch G.'s Anerkennung Bader's modificirt (S. 217): »Bader's Schrift habe ich mit Vergnügen durchgelesen, ob sie uns gleich aus Regionen etwas erzählt, in die ich mich niemals versteige. Könnte er jemals zu mir herunter auf den Grund und Boden kommen, auf dem ich zu Hause bin, so würde ich eher im Stande sein, aus der Anwendung seiner Principien die Principien selbst zu beurtheilen.« – Außerdem erzählt Jacobi (16. Dcbr. 94) von der Claudius'schen Familie, Elise Reimarus und Klopstock's Kränklichkeit. – Weshalb Göthe für Vulpius (s. bes. S. 112) ein so reges Interesse zeigte, ist bekannt genug. –

Herford,

Hölscher